Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 101 (2005)

Heft: 1

Artikel: "Messies" und das "Zuviel der Dinge" : zur kulturellen Bedeutung des Auswählens und Ordnens von Gegenständen

Autor: Wettstein, Annina

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-118181

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizerisches Archiv für Volkskunde 101 (2005), 67–90

«Messies» und das «Zuviel der Dinge»[1]

Zur kulturellen Bedeutung des Auswählens und Ordnens von Gegenständen

Annina Wettstein

Abstract
Für Wohlstandsgesellschaften ist ein Zuviel an Dingen und Informationen typisch. Innerhalb dieser Vielfalt auszuwählen, stellt eine alltägliche Mühsal dar und kann als kulturelle Technik verstanden werden. Bei sogenannten «Messies» zeigen sich hier jedoch Überforderungserscheinungen. Die Menge der Dinge sowie deren Anordnung im Wohnraum führen bei ihnen oft zu Bewegungs- und Nutzungseinschränkungen und wirken sich nicht zuletzt auch auf die Zeitstruktur des Alltags und das soziale Umfeld aus. Der Artikel nähert sich über theoretische und historische Überlegungen dem «Zuviel der Dinge» und schildert exemplarisch die Alltagspraxis von «Messies», die geprägt ist vom Wunsch nach Übersicht und Struktur.

«Die Anonymen Messies sind eine Gemeinschaft von Männern und Frauen, die mit chronischer Unordnung, Desorganisation und Anhäufung von wertlosem Krempel kämpfen. (...) [Sie] sind meist vielseitige, kreative, sozial engagierte und offene Menschen, oft sind sie beruflich sehr erfolgreich.»[2] So beschreibt die Selbsthilfeorganisation «Anonyme Messies» die Problematik ihrer Mitglieder. Laut dem negativ konnotierten Wortlaut im ersten Teil der Definition erscheint das Verhalten von «Messies»[3] sinnlos («wertloser Krempel»). Gleichzeitig werden aber die mit positiven Assoziationen verbundenen Eigenschaften betont. Medien berichten hauptsächlich von übervollen «Messie»-Wohnungen: Auf den ersten Blick erscheinen die Fotografien dieser Wohnräume als unübersichtlich, unästhetisch und eventuell sogar dreckig.

«Messies» haben Mühe, sich von Gegenständen zu trennen und bewahren diese auf, in der Annahme, sie später noch gebrauchen zu können. Oft handelt es sich um Zeitungsartikel oder anderes Informationsmaterial, das täglich zunimmt und verarbeitet werden müsste. Viele erkennen bei sich selber im Ansatz ähnliche Verhaltensmuster, wie sie für «Messies» typisch sind – nur ist meist der Leidensdruck nicht so hoch, um sich als «Messie» bezeichnen zu wollen. Die Anzahl von Gegenständen, die alleine ein Individuum einer Wohlstandgesellschaft besitzt, steigt ins Unüberschaubare. Ein bevorstehender Umzug und das damit verbundene Kistenpacken ist für manche ein unerfreulicher Gedanke, aber gleichzeitig Auslöser für grosszügiges Entrümpeln. Wir sind umgeben von einem Zuviel an Gegenständen, in dem es gilt, eine Selektion vorzunehmen, beim Einkauf ebenso wie im Wohnalltag. Auswählen meint auch, sich von Dingen[4] zu trennen, das heisst nicht mehr Benötigtes wegzuwerfen oder wegzugeben. Gerade diese Tätigkeiten im alltäglichen Umgang mit Gegenständen sind für «Messies» mit Schwierigkeiten verbunden. Die so ständig wachsende Menge der Dinge sowie deren Anordnung im Wohnraum, die sie selber als «Unordnung» bezeichnen,[5] führen oft zu Bewegungs- und Nutzungseinschränkungen.

Wer ist nun aber ein «Messie» und wer nicht? Der Übergang vom «Nicht-Messie»- zum «Messie»-Sein liegt kaum in der Anzahl der einem gehörenden Gegenstände oder in einer persönlichen Wegwerf-Rate. Vielmehr handelt es sich beim Begriff «Messie» um eine individuelle Selbstzuschreibung und somit lebensweltliche Bedeutung für die betroffenen Personen. Das Problem ist aber kein ausschliesslich individuelles. Gesellschaftliche und kulturelle Strukturen sowie Normalitätskonzepte beeinflussen das alltägliche Handeln und Vorstellungen von Ordnung und Unordnung, Gesundheit und Krankheit. Aus kulturwissenschaftlicher Perspektive interessiert auch die Frage, inwieweit das Nicht-Zurecht-Kommen von «Messies» im Alltag in Zusammenhang zur materiellen Überproduktion und Leistungsgesellschaft steht. Aber auch wie in der Öffentlichkeit mit einem Phänomen umgegangen wird, das erst seit rund zwanzig Jahren einen populärwissenschaftlichen Namen hat und für das es (noch) keine medizinische Diagnose gibt. Medien prägen das Bild von «Messies» in der Öffentlichkeit nachhaltig und beeinflussen damit auch den Umgang der Betroffenen mit ihrer Belastung.

Theoretische Überlegungen zum «Zuviel der Dinge»

Aus einer Vielfalt von Sachen und Informationen auszuwählen, erweist sich bei Personen, die sich als «Messie»[6] bezeichnen, als Schwierigkeit. Von aussen wird die Anordnung der vielen Gegenstände als unordentlich eingestuft. Dies führt dazu, dass «Messies» Schamgefühle entwickeln und einen Besuch in der Wohnung zu verhindern versuchen. Dadurch geraten sie in eine mehr oder weniger ausgeprägte soziale Isolation.[7]

Welchen Wert hat die Zeitung von gestern?

In den unterschiedlichen Darstellungen des «Messie»-Phänomens im öffentlichen Diskurs,[8] hier konkret in Medien und psychologischer Fachliteratur, überwiegt die Meinung, dass die Gegenstände der Betroffenen wert- oder nutzlos seien. Die Unfähigkeit, sich von Dingen trennen zu können, wird mit dem (krankhaften) Unvermögen erklärt, über die Wichtigkeit oder Unwichtigkeit eines Gegenstandes entscheiden zu können. Für «Messies» selber haben die angesammelten Dinge jedoch wichtige Funktionen und Bedeutungen. Bei der Einschätzung des emotionalen oder finanziellen Wertes eines Gegenstandes bestehen also divergierende Auffassungen zwischen der Aussen- und Innensicht. Kulturelle Unterschiede spielen dabei ebenso eine Rolle wie kollektive beziehungsweise individuelle. In der theoretischen Auseinandersetzung mit dem Objektumgang von «Messies» erhalten die Handlungsmuster «Ordnen und Sammeln», «Schonen oder Verbrauchen» sowie «Behalten oder Wegwerfen» eine zentrale Bedeutung.

Die materielle Umgebung von «Messies» wird im öffentlichen Diskurs nicht als «Sammlung» bezeichnet, sondern vielmehr als «Ansammlung». Eine Sammlung ist «ein gegliedertes Ganzes aus vormals unverbundenen Teilen, welche sich nun sinn-

voll aufeinander beziehen».[9] Die Sammlung unterscheidet sich von der Ansammlung in der gezielten Auswahl und dem Arrangement von Objekten sowie dem Anspruch beziehungsweise Ziel der Vollständigkeit. Eine Ansammlung hingegen wird eher als «ungeordnete Masse»[10] von Gegenständen wahrgenommen. Sammeln kann als «Auswählen, Zusammentragen und Aufbewahren von Objekten, die einen subjektiven Wert haben»[11], verstanden werden, oder aber, weiter gefasst, als eine Form von Alltagsbewältigung, die es ermöglicht, sich in der Unübersichtlichkeit und Komplexität der postmodernen Welt zurechtzufinden.[12] Sammeln enthält auch eine zeitliche Komponente: Es bewahrt Objekte vor dem Vergessen, gleichzeitig dient es dazu, sich gegen die nahe oder ferne Zukunft emotional oder finanziell abzusichern.[13]

Ein gesammelter Gegenstand braucht nicht zwingend einen finanziellen Gegenwert. Es kann sich auch um auf den ersten Blick «Nutzloses»[14] handeln. Damit ein Gegenstand zu einem Sammelobjekt wird, muss ihm ein Individuum, eine Gruppe oder eine gesellschaftliche Instanz, zum Beispiel ein Museum, einen bestimmten Wert zuweisen.[15] Beeinflusst von kulturellen Normen definieren letztere den ästhetischen und ökonomischen Wert und entscheiden, welche Objekte als wertvoll und wertlos betrachtet werden.[16] Auch das Ordnungsmuster «Abfall» ist gesellschaftlich determiniert und variabel.[17] Ob etwas zu Abfall oder Müll[18] wird, hängt aber gleichzeitig von der individuell zugeschriebenen Alltagsrelevanz der Dinge ab: Ein Gegenstand muss nicht zwangsläufig gesellschaftlich als wertvoll betrachtet werden, um eine individuelle Wertschätzung zu erfahren. Dieses Spannungsfeld zeigt sich bei den Gegenständen von «Messies» exemplarisch, denn ihre «Dingstruktur»[19], das heisst der symbolische Wert, die praktische Funktion und die Art der Nutzung eines Gegenstandes, entspricht nicht den gängigen Normen. «Messies» fällt die Auswahl deshalb schwer, weil sie jedem Ding einen je spezifischen Wert beimessen, sei er praktischer oder symbolischer Art. So wird alles behalten, und das Überschwappen der Gegenstände von den Zimmern in die Korridore oder auf freie Wohnflächen ist die Konsequenz davon.

Auswahl als Kulturtechnik

Um sich im Zuviel[20] an materiellen Möglichkeiten und Spezifizierungen zurechtzufinden, ist das Auswählen von zentraler Bedeutung. «Ordnen und Sammeln», «Schonen oder Verbrauchen», «Behalten oder Wegwerfen»: Alle diese Tätigkeiten implizieren eine Kompetenz, darüber zu entscheiden, welche Objekte wichtig oder unwichtig, wertvoll oder wertlos sind. Diese Selektionsleistungen sind nicht nur für «Messies» eine sich täglich wiederholende Mühsal. Einerseits wird die Alltagswelt in gewissen Bereichen durch Technisierung und Digitalisierung immer stärker entmaterialisiert, andererseits nimmt die Anzahl von Gegenständen zu und damit die Vielfalt von Zuschreibungen, Assoziationen und symbolischen Funktionen.[21] Im Umgang mit Dingen hat das Ordnen eine zentrale Funktion. Dinge strukturieren den (Wohn-)Raum und schaffen eine überschaubare Anordnung, die subjektiven Wertvorstellungen entspricht. Nimmt die Anzahl der Dinge jedoch zu,

wird das Ordnen immer schwieriger. Bei «Messies» entfällt ein grosser Teil der Zeit, welche sie in ihrer Wohnung verbringen, auf das Umschichten von Gegenständen und den damit verbundenen Versuchen, Ordnungs- und Ablagesysteme zu errichten. Sind die Gegenstände nach Art oder Farbe gruppiert, entsteht ein Eindruck von Struktur. Freie Flächen am Boden oder minutiös eingerichtete Vitrinen lenken den Blick auf sich. Diese «Ordnungs-Inseln» sind für «Messies» ein Anfang auf dem Weg zur für sie idealen Wohnung, in der sie sich wohl fühlen und Besuch empfangen könnten.

Die Auswahl aus einer materiellen Vielfalt stellt keine neue kulturelle Technik dar, wird aber für alle zu einer immer grösseren Herausforderung.[22] Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts bestanden praktisch keine Auswahlmöglichkeiten. Nur eine kleine Minderheit hatte genügend Macht und Geld, um aus einer Vielfalt von Produkten auswählen zu können. Soziales Distinktionsmerkmal war die Anzahl persönlicher Güter. Mit der Herausbildung der Konsumgesellschaft und der zunehmenden Ästhetisierung von alltäglichen Gegenständen verlief Distinktion später aber nicht mehr über die Quantität der Dinge, sondern verstärkt über deren symbolischen Gehalt und den Geschmack der Besitzerin oder des Besitzers: Das europäische Konjunkturhoch der 1950er und 1960er Jahre führte zu Sicherheit und Stabilität, gleichzeitig fand ein Wirtschaftswandel hin zur modernen Massenkonsumgesellschaft statt. Grundlagen waren unter anderem folgende Entwicklungen:[23] Das Warensortiment nahm zu, Gegenstände wurden über Werbekampagnen mit Bedeutungen, Bildern und Emotionen versehen. Freizeit und Konsum traten gegenüber Arbeit und Produktion in den Vordergrund. Trotz der Pluralisierung der Lebensstile bestanden aber soziale Zwänge und Kontrolle weiter. Haben oder Nicht-Haben unterlag einem Konformitätsdruck. Als ein sorgloserer Umgang mit Geld möglich wurde, brachte die Konsumkultur[24] eine markante Veränderung im Umgang mit Dingen: verbrauchen statt schonen. Jakob Tanner betrachtet diesen Wandel als ausschlaggebend für ein kulturelles Orientierungsproblem, da Konsumgüter aufgrund ihres raschen Verbrauches keine Kontinuität symbolisieren.[25] Die 1950er Jahre brachten den «kollektiven Einstieg»[26] in die Wegwerfgesellschaft. Ein wichtiger Indikator für die Konsumentwicklung ist denn auch die zu entsorgende Abfallmenge. Weil der Umgang mit Sachen durch Verbrauch geprägt ist, fragte Utz Jeggle 1983 kritisch, ob Menschen westlicher Gesellschaften, nachdem sie mit dem Mangel zurechtgekommen seien, auch «Herr[en] des Überflusses»[27] werden können.

Mit der Zunahme von Dingen und Informationen multiplizieren sich auch die Auswahlentscheide und die verschiedenen Möglichkeiten für die Alltagsgestaltung. Der Soziologe Peter Gross erläuterte 1994 die Steigerung der Erlebens-, Handlungs- und Lebensmöglichkeiten anhand des Begriffes der «Multioptionsgesellschaft»[28]. Menschen, die Teil einer solchen sind, stehen unter einem ständigen Erfolgs- und Realisierungsdruck:

«Man hat das Gefühl, nie aufhören zu können, und steht unter Druck, die täglich hereinströmenden Nachrichten zu verarbeiten, alles zu verarbeiten, umzuformen, zu verwerfen und neu zu konstruieren. Man hat Angst, den Anschluss an das Weltgeschehen zu verpassen, nicht mehr mithalten zu können.»[29]

Gleichzeitig zeichnet sich diese Gesellschaft dadurch aus, dass ihre Individuen ein autonomes Leben führen können. Sie müssen selber Selektionen und Hierarchisierungen vornehmen, schliesslich bestehen weit mehr Erfahrungs- und Handlungsoptionen als je realisierbar. Diese Freiheit kann Unsicherheit mit sich bringen. Das oben erwähnte Gefühl der Überforderung und Unsicherheit im Zuviel an Optionen erhält im Alltag von «Messies» eine besondere Relevanz, wird aber auch in Zeitungsberichten und Fernsehreportagen betont. Eine Gegenüberstellung des medial geführten Diskurses zum «Messie»-Phänomen und der subjektiven Deutungen von «Messies» selber zeigt auf, dass Erklärungsmuster teilweise übernommen und Erwartungshaltungen in die eigene Lebenswelt eingebaut werden. In Bezug zur Wertigkeit der Gegenstände bestehen jedoch zwischen der Aussen- und Innensicht Diskrepanzen.

Darstellung von «Messies» in Printmedien

In der Deutschschweizer Presse setzte die Beschäftigung mit dem Thema im Jahr 2002 ein. Auf der narrativen Ebene[30] der Artikel ist eine relativ homogene Erzählstrategie mit wiederkehrenden Topoi festzuhalten: Die detaillierte Wohnungsbeschreibung einer porträtierten Person bildet meist die Einleitung. Die Leserin oder der Leser ist auf Anhieb in die exotisierte Privatsphäre eines «Messies» versetzt. Darauf folgt ein sachlich gehaltener Teil mit Begriffs- und Ursachenerklärungen, unter Einbezug von Fachpersonen. Die Nähe zur Protagonistin oder zum Protagonisten im einleitenden Teil wird verstärkt durch inhaltliche oder rhetorische Komponenten: Es werden Charakter und Gefühle des «Messies» beschrieben; um die Menge der angesammelten Objekte zu unterstreichen, arbeiten die Autorinnen und Autoren vielfach mit Metaphern.[31] Ein anderer Weg der Beschreibung ist die Vermenschlichung der Objekte, die scheinbar aktiv die Wohnung einnehmen und die darin lebende Person beherrschen. Der Übergang zum sachlichen, distanzierten Teil erfolgt meist mittels der Begriffserklärung. Dabei wird mehrheitlich postuliert, dass «Messies» nicht – wie von Unwissenden vermutet – schlampig oder faul seien. Das Phänomen wird explizit als Krankheit bezeichnet: Psychologische oder medizinische Fachpersonen zitierend, wird von Aufmerksamkeitsdefizit-Syndrom (ADS), Zwang, psychischer Krankheit oder Sucht gesprochen. Zum Teil wird gleichzeitig die unsichere Lage aufgrund der fehlenden Diagnose reflektiert. Als mögliche Ursachen werden angeborene oder psychosoziale Faktoren angegeben. Der Einfluss gesellschaftlicher und struktureller Entwicklungen wird mehr oder weniger stark hervorgehoben, je nach dem, wie sehr ein Artikel die medizinische Erklärung des «Messie»-Phänomens akzentuiert. Er

wird der zunehmend anonymen Gesellschaft, der Schnelllebigkeit von Berufen, dem damit einhergehenden Wissensdruck oder der Doppelbelastung von Frauen zugeschrieben, aber auch der Wegwerf- und Konsumgesellschaft mit ihren Werbeversprechen.

Die visuelle Ebene präsentiert sich ebenfalls als relativ homogen. Abgebildet sind Ausschnitte einer Wohnung, mit oder ohne Person. Der Fokus liegt auf der Fülle von Gegenständen, die im Raum so angeordnet sind, dass sie als Unordnung interpretiert werden müssen: umgefallene Stapel von Zeitungen, überquellende Schrankregale, versperrte Küchenablagen, um nur ein paar Beispiele zu nennen. Die Personen sind mitten in dieser materiellen Vielfalt abgebildet, das Gesicht ist, mit wenigen Ausnahmen, nicht erkennbar. Ihre Haltung transportiert ein Bild der Überforderung: Die Betrachterin sieht die Betroffenen, wie sie den Kopf mit der Hand stützen, wie sie scheinbar das Gleichgewicht verlierend über die Stapel steigen oder suchend den Blick auf den Boden richten.

«Messies» werden in Medienberichten also in exotisch anmutenden, manchmal plakativen Alltagsporträts dargestellt, ihre Umgebung erscheint chaotisch und «vermüllt». Oftmals wird «Messie» denn auch mit «Vermüllung» oder sozialer wie körperlicher «Verwahrlosung» gleichgesetzt. Die externen Zuschreibungen betreffen vor allem das als abweichend empfundene Verhalten von «Messies», das die Anordnung der Gegenstände betrifft. Diese Zuschreibungen führen zu einer Stigmatisierung. Dennoch bezeichnen sich die Betroffenen selber als «Messies»: Für sie hat dieses Etikett vor allem die Funktion der Entlastung für das ihnen zuvor unerklärbare Leiden.

Alltagspraxis von «Messies»: Von der Anschaffung bis zum Wegwerfen eines Gegenstandes

Gäbe es eine Skala, auf der das Erscheinungsbild von «Messie»-Wohnungen erfasst würde, könnten die Wohnungen zwischen «wenig Platz»[32] und «viel Platz» positioniert werden. Die Vierzimmerwohnung von Maria K., der ältesten der interviewten Personen, entspricht nicht dem Bild, das von den Medien vermittelt wird. Vielmehr handelt es sich um eine Wohnung, die überall im untersuchten deutschsprachigen Gebiet angetroffen werden könnte: Das Wohnzimmer ist mit Büchergestell, Tisch und Klavier bürgerlich eingerichtet. Es sind keine Stapel sichtbar. Weil das «Chaos» bei ihr im Kopf stattfinde, bezeichnet sich Maria K. trotzdem als «Messie». In den Wohnungen der übrigen Gesprächspartnerinnen und -partner stehen hingegen typischerweise neben den Möbeln Papierstapel, meistens entlang einer Wand arrangiert, und manchmal Kisten zur Aufbewahrung von Gegenständen. Bei einigen gibt es Räume, «Puffzimmer» wie sie es nennen, die wegen der Überhäufung nicht mehr benutzt werden können. Es wird versucht, im «repräsentativen» Wohnzimmer – der Ort, wo eventueller Besuch empfangen wird – die Gegenstände, die nach individuellem Urteil nicht dorthin gehören, wegzuräumen.

Edith D. und Sibylle S. bewohnen beide ein Haus, was von ihnen als Nachteil empfunden wird. Dies, weil nach ihrem Einschätzen in einem Haus viel mehr Arbeiten anfallen. In der Dreizimmerwohnung des pensionierten Ralph K. liegen vor allem Bücher und Schriftstücke am Boden verteilt, sodass er gezwungenermassen darauf stehen muss, weil kein Weg frei ist, den er begehen könnte. Seine Wohnung fasst mehr Möbel, als in der Horizontalen real Platz vorhanden ist, weshalb diese zum Teil übereinander gestapelt werden. Sitzgelegenheiten bieten sich oft keine.

Wie «Messies» zu ihren Gegenständen kommen

Bei den wenigsten der interviewten Personen handelt es sich bei der Anschaffung von Gegenständen um eine gezielte und intensive Suche nach raren Objekten zur Vervollständigung einer Sammlung, die nach aussen präsentiert wird. Vielmehr sind es alltägliche Verbrauchsgegenstände und Textilien, die in Haushalt, Bad oder Büro benötigt werden oder irgendeinmal gebraucht werden könnten. Als Ausnahme zu erwähnen ist Susanne B.: Sie hat den einzelnen Zimmern eine Farbe zugeordnet, nach der sie die Einrichtung gestaltet. So hat sie Jahre lang nach einer blauen Kochkelle für die Küche gesucht. Die Interviewten aus Deutschland thematisierten den Kauf auf Vorrat auf Grund von Preisreduktionen: Dies sei typisch für «Messies». Bei den in der Schweiz Wohnhaften sind Sonderverkäufe als Kaufauslöser nicht erwähnt worden. Dies erklärt sich auch dadurch, dass zum Zeitpunkt der Interviews in Deutschland im Vergleich zur Schweiz (noch) eine andere Verkaufskultur herrschte: Mit dem bevorstehenden Markteintritt vom Billiganbieter Aldi ist inzwischen auch in der Schweiz eine zunehmende Preissensibilität zu beobachten. Nur eine Schweizerin kauft auf Vorrat ein: Die auf dem Land lebende Julia H. besitzt kein Auto und leiht nur gelegentlich eines von Bekannten aus. Gleichzeitig kauft sie oft für andere ein: Es sind dies Besorgungen, um die sie von Patientinnen und Patienten des Kurhauses, in dem sie arbeitet, gebeten wird, oder um Geschenke auf Vorrat.

Bei den angesammelten und gestapelten Gegenständen handelt es sich hauptsächlich um Material in Papierform, das heisst Bücher, Prospekte, Zeitungen, Zeitschriften, amtliche Schreiben, Rechnungen und persönliche Briefe. Vieles kommt also über den Postweg in die Wohnungen. Manche «Messies» haben so viele Zeitungen und Zeitschriften abonniert, dass sie mit Lesen nicht nachkommen. Einige beklagen sich auch über die zunehmende Werbeflut. Einen «Stop-Werbung»-Kleber hat allerdings niemand am Briefkasten. Julia F. leert diesen teilweise nicht mehr, weil so viel «Schund» darin sei. Es könne vorkommen, dass der Briefbote die Nachbarn frage, ob sie verreist sei. Wenn sie die Postsendungen dann holt, braucht sie einen halben Tag, um diese zu sortieren.

Bei manchen «Messies» gibt es ein Motiv oder eine Legitimation für die Vielzahl von Dingen. Julia F. ist in einigen Vereinen engagiert: Das übrig gebliebene Material von Anlässen nimmt sie nach Hause. Nach der Scheidung geriet sie, Mutter von drei Kindern, in finanzielle Not: Verwandte und Bekannte schenkten ihr gebrauchte Möbel und Kleider. Anders sieht die finanzielle Lage bei Sibylle S. aus:

Als Einzelkind hat sie nach dem Tod ihrer Mutter ein Vermögen, darunter Antiquitäten, geerbt. Der Umfang der materiellen Umgebung kann auch berufliche Gründe haben: Susanne B. besitzt sehr viel Bastelmaterial, das sie für die Infrastruktur ihres geplanten Werkraumes verwenden will. Ähnlich ergeht es der ehemaligen Herrenschneiderin Rosmarie M.: Sie hat unzählige Stoffe, die sie teilweise verarbeitet, um für Aktionstage Kleider zu nähen. Mittlerweile hat sie so viele Stoffe, die sie auch von Freunden erhält, dass sie kaum mehr weiss, wo sie diese aufbewahren soll. Matthias A. wiederum erachtet es als problematisch, dass er als freischaffender Journalist sehr viel Informationsmaterial zugeschickt erhält. Da er sich in seinem Beruf für vieles interessieren müsse, behalte er alles.

Wohnen zwischen Stapeln: Die Aufbewahrung der Gegenstände

Am augenfälligsten und mit Ausnahme von Maria K. allen gemeinsam sind die Stapel. Gegenstände werden behalten, weil man sie «irgendeinmal noch brauchen könnte». Sicherheit spielt dabei eine wichtige Rolle. Ungefragt wird von allen die Absicht geäussert, diese Papierhaufen durchzusehen und zu sortieren. Manchmal besteht die Gefahr, dass sich darunter Rechnungen befinden, für die sie dann eine Mahnung erhalten. Durch das sukzessive Ablegen von Papier entsteht eine chronologische Ordnung. Manche legen aber auch thematisch sortierte Stapel an. Julia F. zum Beispiel hat einen Stapel für Schreiben, bei denen sie nicht genau weiss, was sie damit machen soll, ob sie eine Bestellung aufgeben oder antworten will. Weiter hat sie einen Stapel für Rechnungen und Unterlagen, die abzulegen sind. Die «undefinierbare Beige» häuft sich kontinuierlich an, weil sie keine Zeit hat, sie durchzusehen. Vielfach bestehen die Stapel aus Zeitungen oder Zeitungsartikeln, die herausgenommen und aufbewahrt werden, weil im Moment die Zeit fehlt, diese zu lesen. Diese Artikel werden aber in der gelebten Praxis später kaum mehr gelesen: eine Tatsache, der sich die «Messies» bewusst sind. Viele wünschen sich deshalb ein Archiv, in dem Artikel thematisch sortiert und griffbereit wären.[33] Sibylle S. hat ihre Zeitungsabonnements von vier auf zwei reduziert. Sie geht systematisch an ihre Zeitungsstapel heran: Jeweils einen Monat lang legt die Bibliothekarin diese Stapel an. Danach werden sie «ausgeschlachtet». Dabei hat sie nach eigenen Angaben ein genaues Interessenprofil und kann gezielt Artikel herausnehmen. Manche schickt sie per Post Freunden, für die sie zusätzlich mitliest. Von allen «Messies» wird erwähnt, dass das Durchsehen eines Haufens im Prinzip sehr schnell vor sich gehe. Oftmals sind aber die Zeitungen verjährt oder das Thema nicht mehr aktuell, sodass sie fortgeworfen werden. In Anbetracht der vielen Haufen – «eine solche Beige in der Wohnung macht nichts, [aber] wenn es zehn Beigen sind» (Edith D.) – fühlen sich viele blockiert und lassen sie so liegen, oft jahrelang. Die Wohnungseinrichtung erhält dadurch statischen Charakter: Bei den meisten «Messies» befinden sich Dinge, meist unbenutzt, bis zu zehn Jahren am selben Ort. Die Idealvorstellung der Archivierung steht der realen Praxis gegenüber, in der ein Gros der Möbel und Gegenstände nicht nutz- oder findbar, der Zugriff also durch das Zuviel an Sachen verwehrt ist. Ralph K. betrachtet seine Wohnung aber auch als eine Art Wunder-

kammer, denn in dem Fundus von Gegenständen gibt es Dinge, an die er sich nicht mehr erinnern kann:

> «[W]enn ich etwas Bestimmtes suche, habe ich 'ne Chance von fünfzig Prozent, das zu finden. Aber ich finde dann immer was anderes Überraschendes, wo ich noch gar nicht mehr wusste, dass ich das habe.»

Der Rentner entdeckte so auch während des Interviews, das verbunden war mit dem Rundgang durch seine Wohnung, so manches Vergessenes, vor allem beim Durchblättern seiner Hängeregistratur. Ähnlich ergeht es Rosmarie M.: Wenn sie nach etwas vergeblich suche, finde sie dafür andere längst entschwundene Sachen.

Zum Teil reicht die räumliche Verteilung des Besitzes über den Radius der Wohnung hinaus: Julia F. muss aufgrund des fehlenden Dachbodens Kleider und Spielwaren bei Nachbarn unterbringen. Einem Übergangsritual gleich findet drei- oder viermal im Jahr mit dem Auto, früher mit einem Leiterwagen, ein Transfer statt: Dann nämlich, wenn die Winter- gegen die Sommerkleider ausgetauscht werden – und umgekehrt –, aber auch vor der Fasnacht oder vor Ostern. Herbert Z. wiederum hat seit zehn Jahren Möbel bei einer Freundin in einer anderen Stadt untergebracht, Sibylle S. musste einen Teil der geerbten Stücke einlagern, und Ralph K. mietete für kurze Zeit die Nachbarwohnung, in der er Dinge, die er eigentlich sortieren wollte, deponierte.

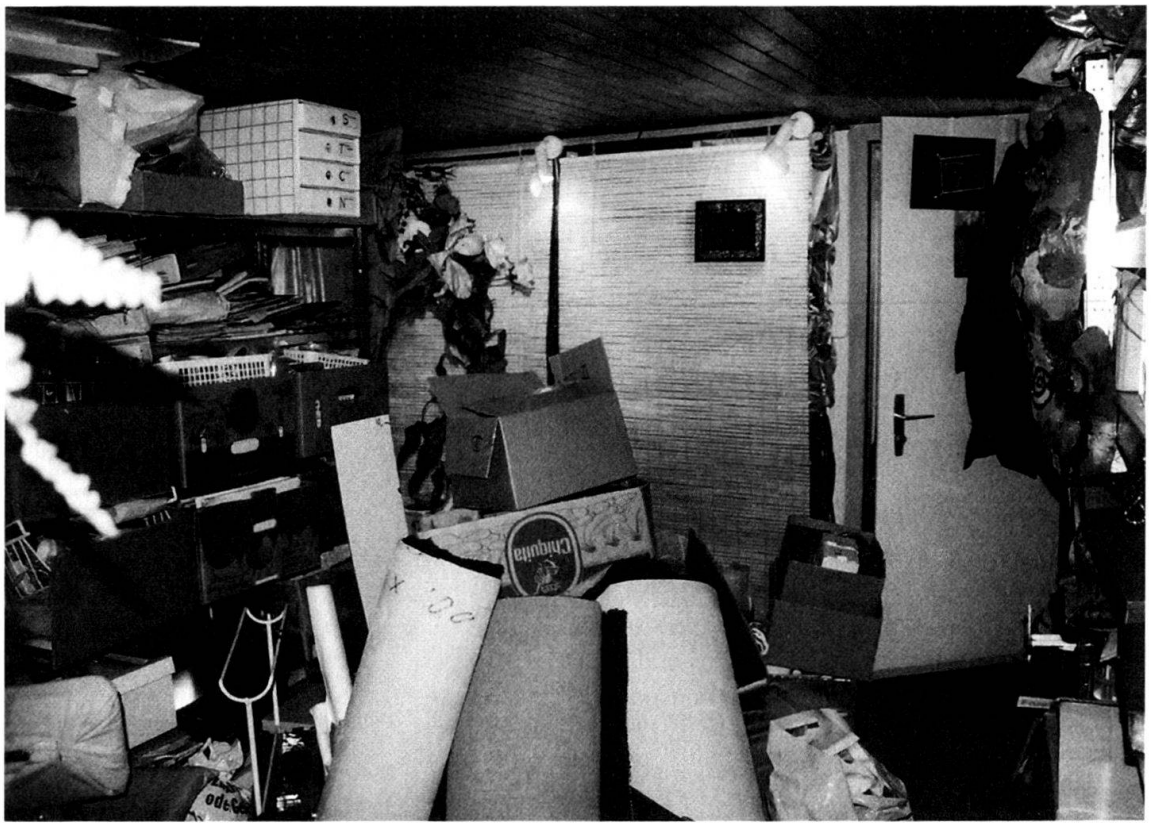

Bild 1. Die Menge der Dinge sowie deren Anordnung im Raum führen bei «Messies» zu Bewegungs- und Nutzungseinschränkungen in der Wohnung.
(Aufnahme von Annina Wettstein, März 2003.)

Bild 2. Typisch für «Messies» sind Papier-Stapel, die sich entlang der Wände reihen und auf Treppenstufen oder Möbeln stehen.
(Aufnahme von Annina Wettstein, März 2003.)

Beziehung zu den Gegenständen

Die aufbewahrten Gegenstände haben in erste Linie symbolischen Wert, gerade weil die reale Nutzung für «Messies» meist nicht möglich ist. Nebst dem Sicherheitsbedürfnis sind Erinnerungen und Träume zentrale Gegenstandszuschreibungen. Mit den Möbeln von Sibylle S. sind Jugenderinnerungen an die Zeit beim Grossvater verbunden: «[E]twas, das heute vorbei ist», meint sie wehmütig. Die Fensterrollos sind heruntergelassen, um die wertvollen Möbelstücke vor der Sonneneinstrahlung zu schützen – und nicht, wie zu vermuten wäre, vor ungewünschten Blicken von aussen. Herbert Z. behält alle persönlichen Briefe als Erinnerungshilfen für Erlebnisse,

> «die schlicht in meinem Gedächtnis nirgends mehr Platz haben, aber wenn ich dann wieder auf einen Brief stosse (...): ‹Aha! Ja, das hat es ja auch einmal in meinem Leben gegeben.› Und dann bin ich zum Teil sehr erstaunt, ja, Sachen, die wirklich weg, weg gewesen sind.»

Diese Haltung zeugt wiederum vom Wunderkammer-Effekt. Maria K. hat Zeugnisse ihrer Korrespondenz mit Professoren und Intellektuellen aufbewahrt. Beinahe wie ein Statussymbol nimmt sie diese Briefe immer wieder gerne zur Hand. Wohl deshalb unterstreicht sie, dass sich «Messies» durch ihren Besitz definieren. Viele Accessoires, die Susanne B. selbst gemacht hat, sind mittlerweile fast zwanzig Jahre alt. Mit Stolz erklärt sie, dass sie oft Ideen entwickle, die später in ei-

nem Geschäft zu kaufen seien. Aus diesem Grund wäre sie gerne Designerin geworden. Edith D., als weiteres Beispiel, besitzt noch die Babykleider ihrer Töchter, welche mittlerweile im Primarschulalter sind. Der Rundgang durch die Wohnung wird bei Manchen zu einer fragmentarischen Darstellung des bisherigen Lebens. Jürg S. wird durch die Präsenz der Büromöbel seiner ehemaligen, Konkurs gegangenen Firma täglich mit seinem beruflichen Misserfolg konfrontiert. Bei den meisten «Messies» weisen die Dinge nicht nur in die Vergangenheit, sondern auch in die Zukunft: Für jeden Gegenstand ist ein Projekt vorgesehen, auch wenn es sich nur um ein kleines handelt, nämlich einen Artikel einmal zu lesen, eine Schublade zu leeren oder den Knopf an der Bluse anzunähen. Herbert Z. fragt sich selber, was geschehen würde, wenn alle Gegenstände einmal weg wären. Durch diese hätten «Messies» nämlich «permanent ein *riesiges* Reservoir an Arbeiten, an Tätigkeiten».

Matthias A. deutet sein Verhältnis zu Dingen psychologisch: Jedes Ding habe symbolischen Charakter. Wenn er es weggeben müsste, wäre es, wie wenn jemand etwas aus seinem Körper herausreissen würde: «[E]s tangiert etwas von mir.» Manche personifizieren die Gegenstände: Susanne B. meint, «Messies» vertrauten dem Material mehr als den Menschen, und Jürg S. erklärt die Bedeutung seiner Dinge wie folgt:

> «[D]ie Objekte sind quasi meine Freunde. Ich mag zwar nicht, dass sie mir im Wege stehen, aber äh, sie machen mich nicht direkt kaputt. Wie Alkohol zum Beispiel. Sie sind einfach da und ich dulde sie und sie dulden mich [lacht].»

In der Beziehung zu den Gegenständen besteht bei den meisten Befragten eine Hierarchie der Wichtigkeit. Für Ralph K. ist die Hängeregistratur von unschätzbarem Wert: Weil die Dokumente, Manuskripte und Papiere nicht im Internet oder in einer Bibliothek zu finden sind, bezeichnet er sie als «Schätze». Jede nach Personen oder Themen sortierte Registerkarte, die er durchblättert, löst bei ihm einen neuen Erzählstrang aus. Nahezu übergangslos berichtet er von den verschiedenen Wissenschaftlern und Forscherinnen, mit denen er Kontakt hatte oder deren Publikationen er bewundert. Nicht nur für ihn seien die gesammelten Papiere wichtig, sondern auch für seine ehemaligen Berufskollegen, die Ralph K. kontaktieren, wenn sie bei einem Thema eine Inspiration oder eine Kontaktperson benötigen. Die Vorstellung – oder auch die Ausrede –, mit den aufbewahrten Gegenständen anderen einen Nutzen erweisen zu können, ist auch bei Matthias A. von enormer Bedeutung: «[D]as ist sogar dann noch am schönsten, wenn es andere betrifft.» Um schnell auf die Gegenstände zugreifen zu können, müssten sie aber seiner Meinung nach «seriös geordnet» sein. Für Susanne B. ist das Bastelmaterial von grossem Wert: Es bildet die Grundlage ihrer Zukunft, in der sie im eigenen Werkraum Kurse anbieten will. Maria K. bewertet ihre Gegenstände nicht hierarchisch, sondern vielmehr als ein einheitliches Ganzes. Wie unterschiedlich sich die Wahrnehmung der Dinge äussern kann, zeigen folgende zwei kurze Dialogauszüge exemplarisch:

«Maria K.: ‹Ich fahre ungern weg. Warum? Ich lass meine Sachen nicht gern allein. Weisst du? Wir [«Messies»] haben einen, einen Bezug zu den Dingen.› – Rosmarie M.: ‹Den habe ich aber nicht, also das macht mir gar nix.›
Maria K.: ‹Aber (...) ich habe einen starken Bezug zu meinen Sachen, was da drin ist überall. Ich hab da allerhand, allerhand ist da drin.› – Rosmarie M.: ‹Also da bilde ich mir ein, dass das bei mir nicht so ist, also dass ich zu so Sachen keinen solchen Bezug habe. Also im Gegenteil: (...) Sachen sind mir eigentlich egal.› – (...) – Maria K.: ‹Dabei lebt das alles. (...)› – Rosmarie M.: ‹Nein, bei mir lebt das nicht, (...) die Sachen sind bei mir tot.›»

Mit Ausnahme der Möbel von Sibylle S. haben die Gegenstände also keinen bedeutsamen finanziellen Gegenwert. Der symbolische Wert generiert sich aus der Erinnerung an Personen und frühere Zeiten. Wichtig ist nebst dem Sicherheitsgefühl gegenüber der nahen oder fernen Zukunft auch der potentielle Nutzen eines aufbewahrten Gegenstandes für andere. Er ist verbunden mit dem Wunsch, soziale Akzeptanz zu erhöhen oder aufrecht zu erhalten. Eines ist klar, und Ralph K. betont es eindringlich: «Das ist nicht Müll.»

Gegenstände weggeben oder wegwerfen

Beim Rundgang durch die Wohnung oder das Haus zeigten die interviewten «Messies» ihren ganzen Besitz, manche öffneten sämtliche Schränke und Schubladen, andere wiesen speziell auf die Stapel hin. Alle präsentierten ihre Ansammlungen und Ordnungssysteme mit leisem Stolz, der sich aus der Genauigkeit der Wohnungsvorführung und den angeregten Erzählungen ableiten liess. Gleichzeitig wurde kommentiert, was alles weggegeben werden müsste. Diese Wegwerf-Pläne gehören zu den erwähnten Projekten für die Zukunft. Matthias A. meinte während des Interviews, die Besucherin solle auch diejenigen Ecken oder Stellen am Boden fotografieren, die er frei geräumt hatte. Vielleicht um zu zeigen, dass manche Vorhaben tatsächlich realisiert werden.

In der gelebten Praxis wird sehr wenig weggeworfen. Der Grund dafür liegt darin, dass die Interviewpartnerinnen und -partner angesichts der Akkumulation von Dingen nicht wissen, wo anfangen, und dass rein organisatorisch teilweise der Platz fehlt, etwas auszusortieren. Gerade die Papierstösse wirken blockierend: Die Betroffenen wollen jedes Blatt einzeln durchsehen, bevor sie es zum Altpapier geben. Das Weggeben von Gegenständen ist also mit einer grossen Anstrengung verbunden. Matthias A. ist sich bewusst, dass das Aufbewahren von so vielen Sachen einen «Verwaltungsaufwand» bedeutet. Trotzdem behält er sie aus einem ihm unerklärlichen «Reflex» heraus. Diesen ortet er in seinem Unterbewusstsein. Um etwas wegzuwerfen, brauchen «Messies» nach eigenen Angaben eine Überwindung. Es scheint aber eine Schwelle zu geben, bei der, ist sie einmal überschritten, die Trennung von den Gegenständen problemlos verläuft. Gerade wenn Zeitungen oder Artikel nicht mehr aktuell sind, sei das Wegwerfen möglich, so Julia F.:

«Wenn ich Pech habe, dann komme ich dann gar nicht mehr dazu, und dann vielleicht ein halbes Jahr oder ein Jahr später gehe ich einmal dahinter und dann kann ich aber dann teilweise ziemlich einfach nur zack, zack, weg! Weil, das ist schon lange vorbei. Und das ist dann noch das Gute daran. Die Daten sind alle vorbei, ich muss mich nicht mehr entscheiden.»

Sie möchte eigentlich jeden Tag etwas «loswerden». Matthias A. trennt sich nicht von Zeitungen und Zeitschriften, ohne sie vorher durchgeblättert oder die Inhaltsverzeichnisse angeschaut zu haben. Beim Wegwerfen geht er mit einer «Hierarchie von Dringlichkeit und Aktualität» vor. Auch Thomas E. hat gemerkt, dass er Papierstücke leichter weggeben kann, wenn er sie noch einmal in der Hand hatte. Viele haben eine klare Vorstellung über die bei dieser Blockade wirkenden Mechanismen. Es fehlt ihnen also nicht an Distanz zu diesem Thema, welches auch an Selbsthilfegruppen-Abenden besprochen wird. Susanne B. fügt hinzu, dass «Messies» die «Aggression zum Zeugs fortschmeissen» fehle. Ähnliches beschreibt Herbert Z.:

> «Und ich habe wirklich auch etwas dagegen, materielle Werte zu schaffen und die dann wieder zu zerstören. Und jedes Wegwerfen hat für mich irgendwodurch mit Zerstörung von materiellen Werten zu tun. Und darum: Kleider werden eigentlich prinzipiell eher einmal ausgetragen bis zum Letzten, oder, logisch, dann gehen sie in die Kleidersammlung. Das macht glaube ich niemand gerne von uns. Und [Pause] jaa, Sachen, die noch irgendwie einen Wert haben oder einen Wert haben könnten.»

In die Müllabfuhr wir also, nebst verderblichen Resten, nur wenig gegeben. Hier spielt einmal mehr der Sicherheitsfaktor eine bedeutende Rolle. Julia F. fürchtet, etwas wegzugeben und dies danach zu bereuen:

> «Weil, ich habe jetzt schon ein paar Mal erlebt: Ich behalte Sachen und wenn ich mich einmal nach Jahren entscheiden kann, das wegzutun, kann ich es sicher den Monat drauf wieder brauchen. Könnte ich es. Und das finde ich etwas Furchtbares, oder?»

Wenn etwas weggegeben wird, muss der Gegenstand wenn möglich an einem anderen Ort noch einen Nutzen bringen können. Deshalb wird vieles in das Brockenhaus oder zur Kleidersammlung gegeben.

Dinge im (Wohn-)Raum: Vorstellungen von «Ordnung» und «Unordnung»

Die Vorstellungen und das Empfinden von «Ordnung und Unordnung» sind kulturell verankert und bewegen sich in einem gesellschaftlich streng normierten Bereich. Der öffentliche Diskurs hebt den Aspekt der «Unordnung» in «Messie»-Wohnungen besonders hervor: Sie erscheinen als chaotisch. Um herauszufinden, ob dieses Thema auch für die Betroffenen so zentral ist, enthielt der Interviewleitfaden bewusst weder Fragen zu Ansichten über einen ordentlichen oder unordentlichen Haushalt, noch solche zum Aufräumen oder Putzen. Diese Gebiete wurden immer nur von den Personen selbst angesprochen und bildeten teilweise einen überwiegenden Gesprächsanteil. Wie lässt sich diese Gemeinsamkeit erklären? Zum einen liegt das Thema der «Unordnung» für die Betroffenen auf der Hand, weil es im Begriff «Messie» inhärent ist. Zum anderen nimmt es in den verschiedenen Definitionsversuchen der Selbsthilfeorganisationen und psychologischen Fachpersonen eine bedeutende Rolle ein – und wird in Medienberichten bildlich umgesetzt.

Nicht von allen – ob «Messie» oder nicht – wird der Zustand eines Raumes gleichermassen eingestuft. Schwierig zu beantworten ist die Frage, ob «Messies» so oft darüber sprechen, weil das Thema ihren Alltag effektiv dominiert und sie das materielle Zuviel als belastend empfinden, oder weil sie das Gefühl haben, es werde von ihnen erwartet. Eindeutig zeigt sich bei allen Gesprächspartnerinnen und -partnern der Wunsch nach einem übersichtlichen Haushalt.

Bild 3. Auf den ersten Blick erscheint das Arrangement der Objekte als unübersichtlich und unästhetisch. Oft ist die Grenze zwischen Ordnung und Unordnung aber schwierig festzulegen. (Aufnahme von Annina Wettstein, November 2002.)

Von «Gnusch» bis «Saftladen»: Selbsteinschätzungen der Wohnung

Mit Ausnahme von Maria K. betonen alle «Messies» die Unordentlichkeit ihrer Wohnungen. Um diesen Zustand zu beschreiben, befinden sich die von ihnen gewählten Begriffe im semantischen Wortfeld von «Durcheinander»: «Unordnung», «Chaos», «Puff» und «Gnusch» kommen häufig vor. Manche Bezeichnungen haben eine zusätzlich wertende negative Konnotation: «Saftladen», «Sauordnung», «Saustall» oder «Sumpf». Einige Umschreibungen für den Wohnungszustand leiten sich zudem von ästhetischen Idealvorstellungen ab, beispielsweise die Begriffe «grusig» oder «optisch wüst». Bei anderen wird das Zuviel an Dingen explizit als Problem thematisiert: Edith D. meint, alles sei «vollgestellt», und bei Thomas E. «überbordet» es. Matthias A. findet, die Floskel «kreatives Chaos» war ansprechend, bei ihm sei es allerdings «wirklich zuviel Chaos und zu wenig kreativ». Alle Interviewpartnerinnen

und -partner geben an, keinen Besuch empfangen zu können oder zu wollen. Herbert Z. hat zwar ab und zu Gäste, meint aber, er könne diesen keine «gastliche Umgebung» bieten. Ähnlich ergeht es Ralph K.: Seine Wohnung sei «kein gemütlicher, geborgener, irgendwie anregender Raum für Herzensdinge». Für Jürg S. ist deshalb klar, dass seine Unordnung, auch für ihn selber, keine Lebensqualität bringe.

Die betroffenen Personen nennen die Gründe ihrer «Unordnung»: Diese liegen hauptsächlich im Zuviel an Gegenständen, aber auch im Zuviel an Interessen. So findet Ralph K., dass seine Regale gar nicht ausreichen würden. Die Unordnung entstehe, wenn zum Beispiel ein Haufen umfalle, der zuvor «säuberlich sortiert» gewesen sei, und er im Moment gerade keine Zeit habe, diesen zurückzusortieren. Maria K. beschreibt einen typischen Ablauf im Umgang mit ihren Gegenständen wie folgt:

> «Bei mir liegt kaum was rum. Aber ich kann ganz schnell ein Chaos veranstalten, das wird heute wahrscheinlich auch geschehen, [lacht] weil (...) bei mir geht dann alles durcheinander. (...) Ordnung machen kann ich gut! Aber Ordnung halten nachher... Weil ich ja mit den Sachen umgehe, die stehen ja nicht bloss da, nicht. (...) [D]as ist dann wieder ein Rückfall, nicht.»

Stellt die «Unordnung» in den Augen von Maria K. einen Rückfall dar, ist es bei anderen ein sie stets begleitender Zustand. Manche finden, dieser sei besser als vor ein oder zwei Jahren, denn vorher sei es «grässlich» und «viel schlimmer als jetzt» gewesen. Oft spielt der Zeitfaktor eine wichtige Rolle. Die Wäsche, die bei Edith D. nicht in den Schränken versorgt ist, liege nicht, wie sie betont, grundlos herum, sondern müsste geflickt werden. Dafür fehlt der Mutter und Hausfrau aber die Zeit. Auch die alleinerziehende und berufstätige Julia F. sieht für ihre Unordnung das Fehlen von Zeit als Ursache. Anderer Meinung ist hingegen Herbert Z., der sich in der Übergangsphase zu einer selbständigen Tätigkeit als arbeitslos gemeldet hatte: «[U]nd trotzdem: In dem Jahr habe ich es nicht geschafft, die Ordnung hineinzubringen, wo ich ja so wunderbar Zeit gehabt hätte.» Er begründet dies damit, dass er in Anbetracht der «riesigen Projekte», die er sich jeweils vorgenommen habe, entmutigt gewesen sei und sich nicht gewagt habe, zum Beispiel die Fotografien zu sortieren.

Manche Berufstätige empfinden auch ihren Arbeitsplatz als unordentlich. Herbert Z. schildert, wie ihm allmählich bewusst wurde, dass seine Mitarbeiter ihm immer weniger vertrauten. Den Grund dafür sieht er hauptsächlich im Erscheinungsbild seines Büros:

> «[I]ch würde sagen, in den zwei Geschäftsleitungssituationen hatte ich relativ viel Papier auf dem Pult. (...) Beigen, ja. Dickere oder weniger dickere. Also nicht äh, nicht zwanzig Zentimeter hoch, mit solchen habe ich nie gearbeitet. Aber äh, pff, ja-a, so vier, fünf Zentimeter. Und dann statt dass es eine Beige, die zwanzig Zentimeter hoch ist, die irgendwie schrecklich ist, ist es dann halt verbreitet auf dem Pult. (...)» «Hat dich das gestresst?» «Nein. Nein, mich nicht. Die Mitarbeiter hat es gestresst, die hat das verunsichert. Äh, ich habe es zwar auch erst mit der Zeit gemerkt. Begann, den Zusammenhang zu beobachten, so von Vertrauen, äh, ja, ‹unser Chef hat ein bisschen ein Durcheinander auf dem Pult›, das ist nicht unbedingt förderlich gewesen.»

Er relativiert dies daraufhin aber mit dem Einwand, dass Führungspersonen viele unerledigte Aufgaben hätten und sich deshalb fast unausweichlich Papier ansammle.

Von den Medien, aber auch von den Selbsthilfeorganisationen stammt die Vorstellung, dass «Messies» in der beruflichen Tätigkeit einen strukturierteren Umgang mit Gegenständen hätten. Dass sich bei Herbert Z. das Zuviel der Gegenstände auch auf den Arbeitsplatz bezog und er deswegen Sanktionen wahrnahm, lässt vermuten, dass sich diese Thematik möglicherweise weniger äussert, wenn jemand in einem Angestelltenverhältnis arbeitet, sich aber bei Kaderstellen oder selbständigem Erwerb verschärfen kann. Für die allein wohnende Bibliothekarin Sibylle S. besteht eine klare Trennung zwischen Berufs- und Privatleben bezüglich der «Unordnung». Auf die Frage, wie sie sich dies erkläre, meint sie, ihr Beruf erfordere einfach ein sehr systematisches Vorgehen. Sie vermutet, deshalb vor allem im Bürozimmer in ihrem Haus ein erhöhtes «Bedürfnis (...) nach Ordnung» zu haben. Hindernd sei aber die Ablenkung im privaten Raum vor allem durch den Fernseher, ihrer «Droge». Thomas E. versucht, sich in seinem Büro am Universitätsinstitut zu disziplinieren. Im Team habe er zwar ein bisschen den Ruf des Chaoten, die Arbeitskollegen würden aber seine Stärken schätzen. Aber ihn «nervt es extrem, jetzt so langsam selber. Weil es ist auch sehr unökonomisch, also sehr, sehr unrationell, wenn man irgend die Hälfte Zeit auch mit Suchen» verbringt.

«Wie bei Möbel Pfister»: Vorstellungen vom idealen Haushalt

Den Wunsch nach mehr Ordnung – vor allem in Bezug darauf, Dinge schneller zu finden und Gäste empfangen zu können – äusseren alle Interviewten. Sie erklären die Handlungsunfähigkeit bezüglich dieses Wunsches damit, dass Blockaden vorhanden seien. Sie haben klare Vorstellungen davon, wie die Wohnung oder das Haus im Idealfall aussehen sollte. Es bestehen teilweise klare Hierarchien, die unterschiedlich wichtige Orte innerhalb der häuslichen Umgebung ausmachen. Edith D. beispielsweise ist sehr darauf bedacht, dass der grosse Garten stets gepflegt erscheint. Sie und ihr Ehemann verbringen dementsprechend viel Zeit im Freien. Innerhalb des Hauses ist das Räumen im Wohnzimmer von erster Priorität: Sie haben sich das Ziel gesetzt, in zwei Jahren wieder Gäste zu haben. Bei vielen ist das Aussehen der Wohnung mit dem Empfangen-Können von Besuch verknüpft, denn «wenn ein Raum aufgeräumt ist und alles seinen Platz hat, dann (...) sieht [er] besser aus». Die Vorstellung des idealen Haushaltes wird zumeist von ästhetischem Empfinden geleitet. In den Formulierungen häuft sich das Adjektiv «schön». Dabei wird unter «schön» verstanden, dass die Gegenstände «schön geordnet» und «schön gestapelt», die Zimmer «schön sauber» und die Ablagen «schön kahl» aussehen würden. Alle Bemerkungen zur Idealvorstellung des Haushaltes und der räumlichen Anordnung der Gegenstände sind von drei Kriterien geleitet: Ordnung, Übersichtlichkeit, Sauberkeit. Dies führt zu einem relativ homogenen Ideal, das von den meisten «Messies» ähnlich geschildert wird – und offensichtlich stark von Werbung und Wohnkatalogen beeinflusst ist: Gezeichnet wird das Bild einer Woh-

nung, in der «alles aufgeräumt» und «picobello» ist, es aussieht wie in einer «Schöner-Wohnen-Wohnung» oder wie bei «Möbel Pfister» und in der «kaum 'was drin steht» und «kein Staub» herumliegt. Wichtig ist dabei, dass die Gegenstände «am richtigen Ort» sind: Das Idealbild einer Wohnung, «wo nichts mehr herumliegt, das nicht dazugehört, (...) und *nur* noch, weil das jetzt so hineinpasst und weil ich das so will und nicht mehr und nicht weniger», wie Matthias A beschreibt, hängt wiederum mit dem Überforderungsgefühl gegenüber der Fülle von Dingen zusammen, das viele gerne in den Griff bekommen würden. Eine Ausnahme bildet hier wieder das Beispiel von Maria K., aber auch von Sibylle S., die meint, sich fühle sich «gar nicht unwohl im Chaos». Dennoch ist bei ihr das Aufräumen ein Thema, weil sie aus Angst vor Kommentaren über ihre Wohnungseinrichtung keine näheren Bekannten einlädt. Um die Ziele zu erreichen, müssten «Messies» nach der Meinung von Herbert Z. vierundzwanzig Stunden am Tag aufräumen. Tatsächlich scheinen viele Gedanken um diese Tätigkeit zu kreisen, zumindest wird sie in den Interviews immer angesprochen.

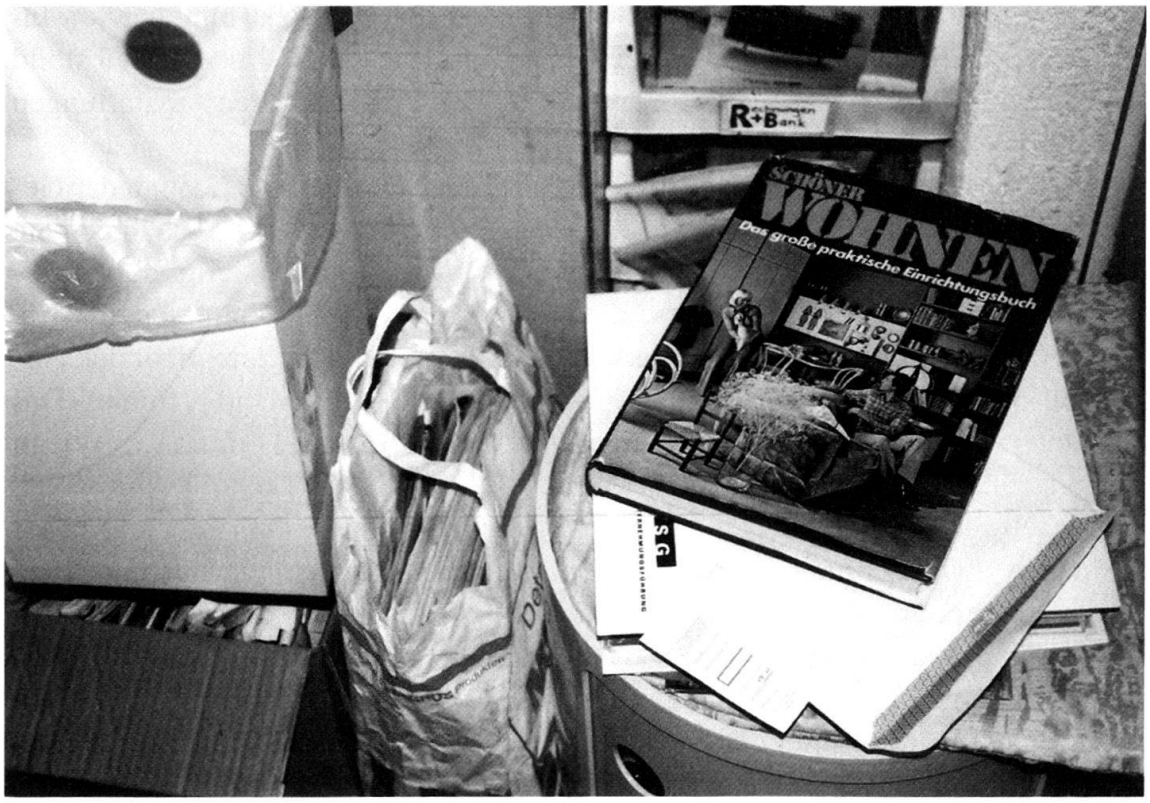

Bild 4. «Messies» setzen sich intensiv mit dem Zustand ihrer Wohnräume auseinander. Mit verschiedenen Ordnungssystemen versuchen sie, ihrem Ziel der idealen Wohnung, in der sie sich wohl fühlen und Besuch empfangen können, näher zu kommen.
(Aufnahme von Annina Wettstein, März 2003.)

Kulturelle Befindlichkeit von «Messies»

Der Alltag von «Messies» ist geprägt von Veränderungswünschen bezüglich der Wohnsituation. Dass sie sich zu Hause unwohl fühlen, hat mit individuellem Vorstellungen zu tun, aber vor allem auch mit Erwartungen, die von aussen an sie herangetragen werden. Gesellschaftliche Anforderungen und kulturelle Muster wirken sich auf ihr Verhalten und das Reden über die Wohnung aus. Die interviewten Personen, die sich alle selber den «Messies» zuordnen, beurteilen einige ihrer Verhaltensweisen gegenüber ihrem Umfeld als abweichend.

Die Dingwelt der Gesprächspartnerinnen und -partner macht vor allem Sinn für sie selber. Es findet weder ein Austausch der Objekte unter Gleichgesinnten noch eine Präsentation im Bekanntenkreis statt. Besuch in der Wohnung stellt eine mehr oder weniger ausserordentliche Situation dar. Erst hier, beim Kommentieren der Objekte anlässlich der die Interviews begleitenden Wohnungsbesichtigung, entfalten die Gegenstände ihre eigentliche «symbol-kommunikative Funktion».[34] Durch das Sprechen über diese zeigt sich ihre subjektive Wertschätzung: Ralph K. oder Matthias A. beispielsweise verschaffen sich durch ihre Ansammlung von Informationen soziale Akzeptanz. Dieser Aspekt wirkt sich positiv auf das Selbstbild aus. Eine ähnliche Wirkung hat die Präsentation der selbst erstellten Ausstattungen und Dekorationen bei Susanne B.

Die subjektive Alltagsrelevanz der Dinge ist bei «Messies» sehr hoch: Jeder Gegenstand ist auf seine Weise und in der Gesamtheit der materiellen Umgebung wichtig. Abfall wird er erst, wenn ihm dieser Status nach genauem Durchsehen verliehen wird. Hier besteht eine grosse Diskrepanz in der Wahrnehmung der «Messies» selber und derjenigen der Aussenperspektive. Ralph K. widerspricht der Vorstellung, dass es sich um wertlose oder nicht benötigte Gegenstände handle: «Das sieht auch danach aus, als hätte ich es achtlos auf den Boden geworfen. (...) [W]enn man die Entstehungsgeschichte nicht kennt.»

Die teilweise in den Medien aufgenommene Vorstellung, dass «es», das heisst die materielle Umgebung, von selber wächst, erscheint wie eine Schuldzuweisung an eine externe, unbekannte Instanz. Gleichzeitig zeugt sie von der Überforderung im Umgang mit der Vielfalt von Gegenständen und Informationen. Herbert Z. veranschaulicht die Problematik mit einer Metapher: «[U]nd dann fängt es wieder so [an] wie eine Hydra: Wenn du den Kopf abhaust, dann beginnt es an einem anderen Ort wieder zu wachsen.» Die Idee des Archivs rührt auch vom Wunsch, der unüberschaubaren Menge besser entgegentreten zu können.

In den Wohnungen der interviewten Personen besteht in der «Unordnung» eine Struktur. Wie unordentlich eine Wohnung empfunden wird, hängt von subjektiven Vorstellungen und von kulturell vermittelten Idealbildern ab. Die verstärkte Auseinandersetzung mit dem Gegensatzpaar Ordnung/Unordnung, wie sie bei den «Messies» zu beobachten ist, führt gleichzeitig zu einer gesteigerten Sensibilität dafür. Dies wirkt sich wiederum auf die Befindlichkeit und das Wohlfühlen in den eigenen vier Wänden aus.

Normalität und Stigma

Alle befragten «Messies» beurteilen ihr Verhalten in Bezug auf ihr soziales Umfeld als abweichend, und zwar vor allem in Anbetracht der Wohnungseinrichtung: Bevor Susanne B. vom Begriff «Messie» erfahren hatte, redete sie sich zu, sie müsse einfach aufräumen wie die anderen auch. Thomas E. hatte oft das Gefühl, dass er «völlig daneben» sei. Durch das subjektive Gefühl der Abweichung baute sich bei einigen ein immer stärkerer Leidensdruck auf. Edith D. fragt sich, wieso sie nicht einfach sein könne wie alle anderen. Und Sibylle S. fühlt sich durch das «Messie»-Sein stigmatisiert:

> «Also es macht mich schon (...) zu einer sehr exotischen Person. Und das will ich eigentlich nicht, sondern ich will (...) ein normales Leben mit Arbeit, mit Freund und etc. etc. Also was Sie wahrscheinlich auch führen, als Nicht-Messie.»

Obwohl sich die Bibliothekarin nur gegenüber einer Vertrauensperson geoutet hat, beurteilt sie das «Messie»-Sein als sehr einschränkend, gerade was ihre sozialen Beziehungen betrifft:

> «[I]ch habe das Gefühl, dass ich mehr Freunde gewinne, wenn ich in einem aufgeräumten Haus wohne. Das ist so einfach. Ich möchte gerne soziale Kontakte und (...) das Haus ist sicher eine Möglichkeit, um ein Fest zu machen (...). Und das ist nicht – also ich bekomme den Gegenwert von diesem Haus nicht zurück. [Pause] Und das macht mich sehr unglücklich.»

Nicht alle empfinden ihr abweichendes Verhalten in gleichem Masse beschämend. Dies wirkt sich wiederum darauf aus, ob sie Besuch in ihrer Wohnung empfangen oder nicht. Manche haben kaum Gäste aus dem näheren sozialen Umfeld. Edith D. ist darauf bedacht, dass die Besuchertoilette stets sauber ist, obwohl sie kaum benutzt wird. Muss sie beispielsweise ein Nachbarskind ins Haus lassen, hat sie grosse Angst vor möglichem Gerede im Dorf. Bei Sibylle S. und Julia F. gibt es eine Hierarchie von Besuchern, gemäss welcher Handwerker eher willkommen sind als persönliche Gäste. Um letztere überhaupt einzuladen, müssen für die Bibliothekarin gegenseitiges Vertrauen und Diskretion vorhanden sein. Sie betont, dass sie sich nicht für ihre Einrichtung schäme, aber Angst habe vor verletzenden Kommentaren. Das Gefühl, nicht dem Bild einer wohlhabenden Frau und Hausbesitzerin zu entsprechen, belaste sie.

Auch bei denjenigen «Messies», die Einladungen zu Hause durchführen, bleiben gewisse Bedenken. Susanne B. lädt nur eng befreundete Personen ein, weil sie verhindern möchte, dass sie aufgrund eines ersten Eindruckes abgestempelt werde. Herbert Z. meint, das «Messie»-Sein repräsentiere eine «Schattenseite» von ihm. Seine Strategie ist, «das nicht zu nahe an sich herankommen zu lassen». Es gibt Momente, da ist ihm sein Verhalten peinlich, beispielsweise, wenn eine Freundin ihm beim Aussortieren von Kleidern hilft. In den Augen von Julia F. bedeutet es eine Degradierung, wenn sie anderen den Begriff «Messie» erklären muss. Für sie ist die Bezeichnung ein Stempel, genauso wie ihr Zivilstand «geschieden». Ist sie bei anderen zu Besuch und vergleicht deren Haushalt mit dem eigenen, verstärkt sich die

Belastung dadurch zusätzlich. Matthias A. meint in Bezug auf das Aussehen der Wohnung, «dass [es] doch der normalbürgerliche Fall» sei, dass man Ordnung habe:

> «[S]o sind wir alle erzogen worden, mehr oder weniger, nehme ich an, ausser du bist jetzt wirklich in einer äh schwierigen sozialen Situation (...). [I]ch denke, (...) äh im Normalfall musst du doch Ordnung haben, in der Küche selbstverständlich und, (...) wenn jemand kommt sollte alles schön ord..., abgestaubt [sein] und so (...), und gerade in der Schweiz noch besonders irgendwie (...), und ich sage, das ist ja nicht unbedingt etwas Schlechtes.»

Es besteht also ein enger Zusammenhang zwischen der empfundenen Scham und dem Vermeiden von Besuch. Die Strategie bezogen auf das soziale Umfeld ist dabei entscheidend: «Messies», die ein Outing hinter sich haben, also ihrem Problem offensiv entgegentreten, macht es weniger Mühe, anderen Personen den eigenen Wohnraum zu zeigen. Susanne B. oder Thomas E., die sich einem Teil des sozialen Umfelds als «Messie» erklärt haben, sind sozial eher gut integriert. Matthias A. und Susanne B. betonen, dass sich ihr Outing nie als nachteilig erwiesen habe. Diejenigen, die mit niemandem ausserhalb der Selbsthilfegruppe über ihr Problem sprechen, führen ein Doppelleben und können keinen Besuch empfangen. Sie befürchten Sanktionen innerhalb ihres Umfelds.

Dem Umgang mit dem Anderssein und der Stigmatisierung dienen verschiedene Bewältigungsstrategien. Als Legitimation für das Verhalten werden die positiven Seiten von «Messies» betont, die am Anfang dieses Artikels zitiert wurden, oder ein Vergleich zu Berühmtheiten gezogen, die angeblich auch «Messies» gewesen sein sollen.[35] Zum «Stigma-Management»[36] gehört auch, nach Entschuldigungen zu suchen. Das «Messie»-Phänomen als Krankheit zu betrachten, hilft, ein individuelles Schuldgefühl für das eigene Verhalten abzulegen. Von keiner und keinem der Interviewten wird den Eltern eine mögliche direkte Verantwortung für das eigene «Messie»-Sein zugewiesen. Die eigene Biographie kann dennoch der Entlastung dienen: Der geschiedene Jürg S., dem das Vaterschaftsrecht entzogen wurde, meint in diesem Sinne: «Ich habe mich überhaupt nicht zu schämen für diese Story. Die Story habe ich nicht gemacht, die ist an mir gemacht worden.» Möglicherweise dient die Erklärung, dass «Nicht-Messies» ihr Verhalten nicht verstünden, ebenfalls als Bewältigungsstrategie. So meint Ralph K.: «[W]ie es den Messies geht, widerspricht dem normalen Menschenverstand.» Deshalb seien sie für andere immer unglaubwürdig.

Eine «Messie»-Typologie zu erstellen erweist sich als schwierig. Gross sind die Unterschiede bei den interviewten Personen bezüglich der Wohnungen, der subjektiven Erklärungsmodelle oder der sozialen Integration. Eine Alterstypik kann insofern festgestellt werden, als alle interviewten «Messies» nicht unter vierzigjährig sind. Einerseits deckt sich ihr Altersspektrum (wie auch der höhere Frauenanteil) somit mit demjenigen aller Selbsthilfegruppen, ist also nicht typisch für die «Messie»-Gruppen alleine. Susanne B. meint aber andererseits, man merke erst später, dass man «Messie» sei, denn jung habe man stets die Hoffnung, das Verhal-

ten werde sich noch ändern. Festzustellen ist, dass bei den Interviewten Belastungen und Erfahrungen verschiedener Art mit den Altersjahren zugenommen haben und damit auch die Empfänglichkeit für das im öffentlichen Diskurs entwickelte (Krankheits-)Bild «Messie». In ländlichen Gebieten fällt abweichendes Verhalten aufgrund der stärkeren sozialen Kontrolle mehr auf, dennoch verstecken die befragten «Messies» ihre Wohnungen in der Stadt wie auf dem Land.

Gemeinsamkeiten bestehen vor allem in der Alltäglichkeit der aufbewahrten Gegenstände, dem Idealbild eines Archivs und dem damit verbundenen Bedürfnis nach Wissenskonservierung, durch welche berufliche und soziale Akzeptanz erhofft wird. Die biographisch-narrativen Interviews haben gezeigt, dass «Messies» eine eher als unkonventionell zu bezeichnende Lebensweise führen, oft aufgrund ihrer beruflichen Laufbahn, die nicht einer gradlinigen Entwicklung entspricht – vor allem für die älteren befragten Personen ist dies im Vergleich zu Gleichaltrigen eher die Ausnahme –, aber auch dadurch, dass sie sich im Vergleich zum jeweiligen sozialen und familiären Bezugssystem unterscheiden. Diese Unkonventionalität birgt jedoch bei den meisten eine Ambivalenz in sich. Einerseits wird sie positiv gedeutet, andererseits ist eine gewisse Wehmut zu erkennen, gesellschaftlichen Ansprüchen nicht zu genügen. Die Angst vor Kommentaren und vor einer Stigmatisierung wurde verstärkt von den Frauen geäussert. Unabhängig vom Geschlecht ist die Sensibilität für Normen, gerade im Bereich der Ordnung und Sauberkeit, bei vielen sehr hoch und führt teilweise zu einem Verlust an Selbstvertrauen. So bleibt die Ausrichtung auf ihr Ideal eines «mess»-freien Lebens im Vordergrund des alltäglichen Handelns.

Anmerkungen

1 Dieser Aufsatz basiert auf meiner Lizentiatsarbeit mit dem Titel: «‹Messies›. Eine Gegenwartsethnographie über ihren Umgang mit Gegenständen, Raum und Zeit», eingereicht im Hauptfach Volkskunde im Mai 2004 an der Universität Zürich.

2 http://www.anonymemessies.de (19.03.05).

3 Die Konstruktion des Begriffes wird einer Einzelperson, Sandra Felton, zugeschrieben. Das Wort stammt vom Englischen *mess*, Durcheinander, Chaos. Die Amerikanerin begründete die Selbsthilfegruppen der «Messies Anonymous», deren Konzept in Deutschland ab 1996 übernommen wurde. In der Schweiz bestehen «Messie»-Selbsthilfegruppen seit 2001. Felton verfasst regelmässig Ratgeber. Vgl. z. B. Felton, Sandra: Ohne Chaos geht es auch. Das ultimative Praxisbuch für Messies. 3. Aufl. Moers 1998; Dies.: Messy Men. Michigan 2002; Dies.: Im Chaos bin ich Königin. Überlebenstraining im Alltag. 8. Aufl. Moers 2003. Neuerdings richten sich ihre Bücher nicht mehr nur an «Messies»: Dies.: Mehr Zeit zum Leben. 365 Pausensnacks im Alltagschaos. Moers 2005 (erscheint im September).

4 Die Begriffe «Ding», «Gegenstand» und «Objekt» werden im Folgenden synonym verwendet.

5 Für die Lizentiatsarbeit interviewte ich 11 Personen (aus der Deutschschweiz und aus Deutschland), die sich selber als «Messie» bezeichnen und einer Selbsthilfegruppe angehören.

6 «Messies» werden aufgrund der im Rahmen der Lizentiatsarbeit geführten Interviews begrifflich von Personen unterschieden, die in einem Zustand der «Vermüllung» oder «Verwahrlosung» leben. Diese beiden Termini beziehen sich auf Menschen, welche meist sozial isoliert leben und deren Gesundheit aufgrund mangelnder Wohn- und Körperhygiene gefährdet ist. «Messies» werden hier der Alltagskultur zugeordnet, der Praxis von «sozialen und kulturellen Kollektiven, in die sich der einzelne eingebunden weiss». Weiss, Ralph: Alltagskultur. In: Hügel, Hans-Otto: Handbuch populäre Kultur. Begriffe, Theorien und Diskussionen. Stuttgart 2003, 24–25.

7 Die theoretische Auseinandersetzung mit dem «Messie»-Verhalten behandelt in der Lizentiatsarbeit zwei Aspekte: die Sach- und die Zeitkultur. Nebst den Schwierigkeiten im Umgang mit Gegenständen besteht die «Unordnung» also auch aus Erschwernissen bei der zeitlichen Strukturierung und der Organisation des Alltags. Sie können unter dem ursprünglich sozialpsychologischen Begriff der «Desorganisationsproblematik» zusammengefasst werden. Auf diese zweite Facette des «Messies»-Seins wird im Rahmen dieses Artikels nicht eingegangen.

8 Reiner Keller bezeichnet den «öffentlichen Diskurs» als «Diskurs mit allgemeiner Publikumsorientierung in der massenmedial vermittelten Öffentlichkeit». Keller, Reiner: Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen. Opladen 2004, 64. Diskurse definiert er als «themenbezogene, disziplin-, bereichs- oder ebenspezifische Arrangements von (Be-)Deutungen (...), in denen je spezifische Handlungsvoraussetzungen und -folgen (Institutionen, Praktiken) impliziert sind.» Keller, Reiner: Diskursanalyse. In: Hitzler, Roland, Anne Honer (Hg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung. Opladen 1997, 317.

9 Stagl, Justin: Homo Collector. Zur Anthropologie und Soziologie des Sammelns. In: Assmann, Aleida, Monika Gomille, Gabriela Rippl (Hg.): Sammler – Bibliophile – Exzentriker. Tübingen 1998, 41.

10 Ebd., 37.

11 Münsterberger, Werner: Sammeln. Eine unbändige Leidenschaft. Psychologische Perspektiven. Berlin 1999, 20.

12 Vgl. Bellwald, Waltraut: Kaffeerahmdeckelisammeln oder die Faszination des Nutzlosen. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 92 (1996) 2, 214.

13 Vgl. Stagl: Homo Collector (wie Anm. 9), 40. Diese Charakteristika können jedoch auch auf eine Ansammlung zutreffen.

14 Bellwald: Kaffeerahmdeckelisammeln (wie Anm. 12), 199.

15 Vgl. Pomian, Krzysztof: Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln. Berlin 2001, 50–51.

16 Vgl. dazu Thompson, Michael: Die Theorie des Abfalls. Über die Schaffung und Vernichtung von Werten. Stuttgart 1981, insbes. 23, 51, 73, 83, 138.

17 Thompson definiert Abfall als etwas «Störendes (...) am falschen Ort». Ebd., 138.

18 In der Fachliteratur wird zumeist «Abfall» von «Müll» unterschieden. «Müll» gilt als nicht mehr verwertbar und stellt einen weitaus negativer konnotierten Begriff dar als «Abfall». Vgl. Silberzahn-Jahndt, Gudrun: Zur subjektiven Bedeutung von Müll und Abfall – Narrative Skizzen. In: Mentges, Gabriele, Ruth-Elisabeth Morhmann, Cornelia Foerster (Hg.): Geschlecht und materielle

Kultur. Frauen-Sachen. Männer-Sachen. Sach-Kulturen. Münster/New York/München/Berlin 2000, 117.

19 Jeggle, Utz: Vom Umgang mit Sachen. In: Köstlin, Konrad, Hermann Bausinger (Hg.): Umgang mit Sachen. Zur Kulturgeschichte des Dinggebrauchs. 23. Deutscher Volkskunde-Kongress in Regensburg vom 16.–11. Oktober 1981. Regensburg 1983, 12.

20 Der Begriff des «Zuviels» (der Dinge, aber auch Informationen) wird hier deshalb verwendet, um zu verdeutlichen, dass die Auswahl aus der Vielfalt eine Handlungskompetenz des Individuums erfordert und eine kulturelle Technik darstellt.

21 Vgl. Heidrich, Hermann: Von der Ästhetik zur Kontextualisierung: Sachkulturforschung. In: Göttsch, Silke, Albrecht Lehmann (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin 2001, 34.

22 Die folgenden Ausführungen beruhen im Wesentlichen auf Briesen, Olaf: Warenhaus. Massenkonsum und Sozialmoral. Zur Geschichte der Konsumkritik im 20. Jahrhundert. Frankfurt am Main 2001, 9, 24–41; Tanner, Jakob: Lebensstandard, Konsumkultur und American Way of Life seit 1945. In: Leimgruber, Walter, Werner Fischer (Hg.): «Goldene Jahre». Zur Geschichte der Schweiz seit 1945. Zürich 1999, 102–126.

23 John Brewer, zit. bei Tanner: Lebensstandard, Konsumkultur und American Way of Life, 103.

24 Konsumkultur wird als «institutionalisiertes Muster an Werten und Beziehungsformen (...), das auf dem Kaufen und Akkumulieren von Gütern basiert», betrachtet. Stihler, Ariane: Die Entstehung des modernen Konsums. Darstellungen und Erklärungsansätze. Berlin 1998, 93.

25 Vgl. Tanner: Lebensstandard, Konsumkultur und American Way of Life seit 1945 (wie Anm. 22), 118.

26 Ebd., 126.

27 Jeggle: Vom Umgang mit Sachen (wie Anm. 19), 12.

28 Optionen sind «prinzipiell realisierbare Handlungsmöglichkeiten». Gross, Peter: Die Multioptionsgesellschaft. Frankfurt am Main 1994, 26. Die «Multioptionsgesellschaft» schliesst kozeptuell an die «Risikogesellschaft» von Ulrich Beck (1986) und die «Erlebnisgesellschaft» von Gerhard Schulze (1992) an. Mit der Herausbildung der «Risikogesellschaft» ist eine zunehmende Individualisierung und Enttraditionalisierung verbunden. Die «Erlebnisgesellschaft» zeichnet sich durch die vermeintliche Zunahme von Erlebnismöglichkeiten aus. Das Vakuum der Enttraditionalisierung wird mit Regulierungen und Institutionalisierungen aufgefüllt. Vgl. Gross: Die Multioptionsgesellschaft, 25–26.

29 Ebd., 27.

30 Zu den im Folgenden ausgeführten Ebenen vgl. Bechdolf, Ute: Kulturwissenschaftliche Medienforschung: Film und Fernsehen. In: Göttsch, Silke, Albrecht Lehmann (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin 2001, 263.

31 Beispielsweise «Himalajagebirge». Schmitt, Verena: «Die Sache mit dem Chaos ist mein grösstes Problem» – «Anonyme Messies». In: Rhein-Zeitung, 22. Juli 1997, Online-Version: http://rheinzeitung.de/old/97/07/22/topnews/messies.html (15.03.05).

32 Das heisst, dass sich auch auf dem Boden Gegenstände befinden.

33 Die Archiv-Idee kann auch andere Gegenstände als solche aus Papier, beispielsweise Bastelmaterial, betreffen. Im Vordergrund steht aber die Einordnung von Artikeln oder diversen Schreiben.

34 Jurij M. Lotmann, zit. bei Kõresaar, Ene: Ein Leben mitten im «alten Kram» – Ein Versuch über die Semiotik der Dinge. In: Mentges, Morhmann, Foerster (Hg.): Geschlecht und materielle Kultur (wie Anm. 18), 173.

35 So waren nach Aussagen von Jochen K. und Sibylle S. Einstein, Goethe, Nietzsche oder Mozart ebenfalls «Messies».

36 «Stigma-Management» bezieht sich auf den individuellen Umgang mit einem Stigma und Strategien, die entwickelt werden, um besser damit umgehen zu können. Goffman, Erving: Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt am Main 1975, 68. Stigma ist ein «physisches, psychisches der soziales Merkmal, durch das eine Person sich von allen übrigen Mitgliedern einer Gruppe (oder einer Gesellschaft) negativ unterscheidet und aufgrund dessen ihr soziale Deklassierung, Isolation oder sogar allgemein Verachtung droht (Stigmatisierung).» Wörterbuch der Soziologie. Hg. v. Karl-Heinz Hillmann. 4. überarb. und ergänzte Aufl. Stuttgart 1994, 843.